AUS DEM GEISTESLEBEN IN LUXEMBURG

IV.

UNSERE MUNDART

von TONY KELLEN

(Fortsetzung.)

Die Rechtschreibung. — Anton MEYER, der erste Dichter unserer Mundart, empfand schon das Bedürfnis, die Regeln der Rechtschreibung festzusetzen, und deshalb veröffentlichte er: «Regelbüchelchen vum letzeburger Orthoegraf, en Ureß als Prov, d'Frächen aus dem Ha, a Versen» (Lüttich, H. Dessain, 1854). Man muß es Meyer zu gute halten, daß er sich an eine Aufgabe herangewagt, über deren Schwierigkeit sich damals wohl noch kaum jemand klar war. Heinrich GLODEN bemühte sich, ihm bei der Festlegung von Rechtschreibung und Grammatik unserer Mundart behülflich zu sein. Später haben LENTZ, DICKS und andere Dichter immer wieder versucht, die Frage der Rechtschreibung zu lösen, ohne daß es einem von ihnen gelungen wäre, eine allseitig befriedigende Lösung zu finden.

Es ist selbstverständlich, daß die Rechtschreibung der Mundart Dicks große Schwierigkeiten bereitete, wie dies bei jeder Sprache der Fall ist, die erst für den Schriftgebrauch gleichsam zurechtgestutzt werden muß. Deshalb ist es auch begreiflich, daß er eben gleich bei Beginn seiner eigentlichen literarischen Tätigkeit in einer eigenen Schrift dazu Stellung nahm: «Versuch über die Orthographie der luxemburgerdeutschen Mundart. Von Ed. de la Fontaine» (Luxemburg, V. Bück, 1855).

Der Verfasser hat sich für unsere Mundart eine von Meyer und Gangler abweichende Rechtschreibung aufgestellt, die dann auch von Lentz übernommen wurde. Übrigens hatte Dicks auf die Programmabhandlung des Echternacher Professors Hardt hingewiesen. Über den Vokalismus der Sauermundart, die er «vorteilhaft für sein System benutzt» habe. Er war vor allem bestrebt, die Mundart so zu schreiben, daß man sie lesen könne, d. h. möglichst leicht lesen könne, und dazu glaubte er in erster Linie ein bestimmtes System von Akzenten anwenden zu sollen, damit der Leser sofort erraten könne, wie ein Buchstabe auszusprechen ist. Ferner wandte er das System der Doppelvokale an, wo ein Vokal keinen reinen, sondern einen gemischten Ton hat. Über dieses System ist man bis heute im wesentlichen nicht hinausgekommen, aber jeder Dichter und dazu auch noch mancher Kritiker und Philologe hat das System abgeändert und immer wieder neue Akzente und Buchstaben angewandt oder zur Anwendung vorgeschlagen. Dadurch ist aber das Lesen unserer mundartlichen Literatur nur erschwert worden.

Auch RODANGE folgte seinen eigenen Regeln. Wer sich diese gut eingeprägt hat, kann seine Verse ziemlich leicht lesen, zumal er viel weniger Akzente und sonstige besondere Zeichen anwendet, mit denen andere Dichter geradezu Mißbrauch getrieben haben. Allerdings muß man manches zweimal lesen, um dieses oder jenes Wort richtig zu verstehen (und auszusprechen) und den Sinn des Satzes zu erfassen. Das ist aber lediglich eine Folge davon, daß wir so wenig Mundartliches lesen. Auch bei einer Schriftsprache, die wir so wenig lesen würden, ginge es uns nicht besser. Man lese einmal einen Gesang oder irgend ein Bruchstück des Renert erst still für sich, um alles genau zu verstehen, und trage dann dasselbe Stück laut vor; dann wird das Lesen keine Schwierigkeit mehr machen. Vor allem aber hat dann der Zuhörer viel mehr Genuß davon, als wenn er die Verse erst mühsam wie einen fremdsprachigen Text studieren muß.

Rodange ließ übrigens seinen Renert in deutschen Buchstaben drucken, ebenso DUCHSCHER seine Theaterstücke. Dieser machte sich mit seinem Teilhaber SPOO eine Rechtschreibung zurecht, um die Aussprache der Echternacher Mundart möglichst getreu wiedergeben zu können.

Andere Dichter hielten sich an das System Dicks-Lentz, während wiederum andere wenigstens teilweise neue Wege gingen. Die Wörterbuch-Kommission von 1897 wählte eine neue Rechtschreibung, die «*algebraische*».

Es war der Komponist L. MENAGER, der darauf aufmerksam machte, daß in einer großen Anzahl unserer Wörter die Vokale Doppelvokale sind und daß die Rechtschreibung diesem Umstande Rechnung tragen müsse und zwar so, daß der zweite Vokal kleiner neben dem Hauptvokal geschrieben werden müsse. Für diese Schreibweise trat dann Professor Dr. K. MÜLLENDORFF besonders eifrig ein.

Karl Müllendorff (1830—1902) hatte den Hauptanteil an der von der amtlichen Wörterbuchkommission festgestellten Orthographie. Spoo schrieb einmal scherzhaft über ihn in einem Briefe: «De Spatz (studentischer Spitzname für Müllendorff) muß nach lang an der Hell brenne fer all seng Sennen gent den helege Gescht fun der letzeburger Ortografie.»

Die Rechtschreibung der Wörterbuchkommission war das Ergebnis eines Kompromisses, aber sie drang nicht durch. Sie wurde zwar eine Zeitlang von einzelnen Dichtern angewandt, dann aber aufgegeben. Am schärfsten bekämpft wurde sie von einem Mitglied der Kommission, C. M. SPOO, sowie von Julius KEIFFER.

Mein ehemaliger Schulkamerad J. P. BOURG, Professor am Collège St.-Virton und am Kgl. Athenäum zu Ath, beschäftigte sich 1895 und 1896 in «Ons Hemecht» mit der luxemburger Orthographie, die er an die niederländische und die hochdeutsche anzulehnen suchte.

(Siehe Fortsetzung Seite 168.)